

Los, in die magischen Tropen!

Walter Spies litt an der westlichen Welt. Der Künstler, der in Dresden aufwuchs, warf sich lange vor dem Massentourismus auf Bali in das Abenteuer seines Lebens.

VON RAFAEL BARTH

S tell Dir vor, man stellt sich auf Montagabend, nimmt Anlauf, hüpft hoch – und landet gerade auf der äußersten Spitze von Mittwochmorgen! Ich glaube, das wäre so verblüffend, daß man vergessen würde, Streichhölzer mitzunehmen.“ In einem anderen Brief schreibt der Künstler Walter Spies an seine Mutter, die in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ausharrt: „Gestern lief die sechste Ameise nach Nordosten. Das Loch in meiner Unterhose ist nach unten hin etwas weiter zerrissen.“

Es steht jedem frei, die launigen Sätze bei Dada einzuordnen oder bei Gaga. Hellhörig macht die Zeit, aus der sie stammen. Dreißiger-Jahre, Weltwirtschaftskrise, Millionen von Menschen, die sich verzweifelt durchschlugen. Die Misere verschärfte die extremen Spannungen im Politgefüge und blies dann noch die Nazis an die Macht. Von all dem wusste Spies. Auch er bemerkte die Krise und die wachsende Arbeitslosigkeit in seiner Wahlheimat Bali, jener Insel, die heute zu Indonesien gehört und die bei vielen Leuten allein mit ihrem Namen ein sehnsüchtiges Seufzen auslöst. Bali, das Tropenparadies. Wenn es dort je so etwas wie Unschuld gegeben hat, ein unberührtes Dasein der Einheimischen, dann kriegte das schon unter den niederländischen Kolonialherren einen Knacks. Mehr und mehr Touristen kamen an Land und mit dem Geld ein westlicher Lebensstil.

Den Anfang vom Niedergang hat Walter Spies bemerkt. Seine Lust an Sinnlichkeit und Unsinn hat das nicht getrübt. Spies liebte das Spiel. Ob er nun übermütige Briefe an die Mama schrieb, die mehr als elftausend Kilometer entfernt in Berlin lebte, ob er magisch-realistische Bilder malte, auf Java die Kapelle des Sultans dirigierte, später auf Bali Feste ausstattete oder den Jets über die Insel führte: Walter Spies, dieser romantische Tausendsassa, wollte bezaubern – sich selbst und genauso die anderen.

Darum ist es schwierig, die Person nachträglich dingfest zu machen. Das eine große Werk gibt es nicht bei Spies. Seine streuenden Leidenschaften paarten sich mit sonnigem Schlendrian. „Nie werde ich für die Zukunft arbeiten, immer nur die Gegenwart genießen, wie sie auch sei“, schrieb er einmal. Sein Biograf Michael Schindhelm schüttet deshalb eine Fülle an Anekdoten und Erlebnissen aus, reißt Pläne und Projekte an, lässt einen Reigen illustrierter Personen an- und abtreten. Im Buch „Walter Spies. Ein exotisches Leben“ kann er aus Mangel an Quellen etliches nur vermuten. Der Autor beschreibt seine Hauptfigur als einen „von einer exotischen Welt

Nie werde ich für die Zukunft arbeiten, immer nur die Gegenwart genießen, wie sie auch sei.

**Walter Spies,
Maler, Musiker, Lebemensch**



Die Körper lang, die Beine kurz, und auch die Perspektive ist tollkühn erfunden. Dennoch beschreibt Walter Spies sein Gemälde „Balinesische Legende“ von 1929 einem Sammler gegenüber als „beinahe angsterregend naturalistisch“.

vollständig Durchdrungen“. Offensichtlich hat das Multitalent Spies das Multitalent Schindhelm beeindruckt, der übrigens von nun an die Dresdner Kulturhauptstadt-bewerbung vorantreiben soll.

Dresden ist der Ort, der Walter Spies entscheidende Impulse gab, wenngleich nicht die ersten. Als Sohn einer Kaufmannsfamilie war er 1895 in Moskau zur Welt gekommen. Im Stadtpalais an der Archipov-Straße spielte man Kammermusik, zu den Gästen der Soireen zählten Gorki, Skrjabin, Rachmaninow, und schon mit vier, fünf Jahren ging der Sohnemann an der Hand seiner Mutter ins Bolschoitheater. Walter, genannt Walja, zeichnete Tiere und konnte sich Töne besonders gut merken, wenn er die sich in Gestalt von Schwalben, Pferden oder Katzen vorstellen konnte. Oder in Farben. Chopin klang für ihn nach Blau und Gold.

Wahrscheinlich hat Walter Spies auch in Dresden den Farbrausch genossen. Hier hatte sein Großvater Julius Jahrzehnte zuvor das Stammhaus an der Goethestraße gegründet, hier leitete sein Onkel Albert die Zigarettenfabrik Laferme. Die Ereignisse um die Russische Revolution von 1905 mag seine Eltern dazu bewogen haben, nach Sachsen überzusiedeln. Sie bezogen

die Villa Asta in der Wachwitzer Grundstraße und schickten ihren Sohn auf das Vitzthum-Gymnasium. Eine Adresse, die für den Nachwuchs gehobener Schichten ebenso erstklassig war wie für aufgeweckte Geister das Kulturschaffen jener Zeit. Die Maler der „Brücke“ expressionierten farblichere Weltsichten, die Galerie „Der Sturm“ zeigte Chagall, Kandinsky und den so sehr bewunderten Klee. Ihn wird er einmal in München besuchen.

Die frühen Seherlebnisse fließen ein, als Spies 1919 das Bühnenbild für „Das Spiel des Lebens“ von Knut Hamsun im Dresdner Schauspielhaus entwirft: eine „transparente kubistische Dekoration“, wie Schindhelm schreibt, „eine karge skandinavische Landschaft, durch die wilde Nordlichter huschen“. Die überregionale Presse lobte die kühne Ausstattung.

So könnte es weitergehen mit Erfolgen, so ließe sich weiterzählen. Wie Spies gutes Geld verdient mit Tanzunterricht und -wettbewerben (Silbermedaille bei den Landeswettkämpfen 1921). Wie er, der blonde, blauäugige, elegantgesichtige Typ, nach Berlin kommt, sich in den „Nosferatu“-Regisseur Friedrich Wilhelm Murnau verliebt und zu ihm zieht in die Villa im Grunewald. Spies hatte in seinem Leben wohl meist anregende Leute um sich herum. Er war begabt zum Glücklichen. Was etwas anderes bedeutet als: stetes Glück. Launen lassen sich in seinem Wesen ausmachen, ein Hang zur Entgrenzung. Die Abgeschiedenheit eines Sylt-Aufenthalts löst geradezu göttliche Wallungen in ihm aus. Zurück in Berlin, schwenkt er das Buch eines Amateurfotografen. Aufnahmen von Bali. Menschen, ahnungslos auf Bildern festgehalten, fremder als alle, denen er jemals begegnet ist. Er sagt: „Da will ich hin.“

Da will ich hin. Der einfache Satz aller, die sich weit weg wünschen. Mit dem Unterschied: Walter Spies folgte ihm beherzt. Ein Leben wie seines ist die Verwirklichung von Tagträumen und Aussteigerplänen unzähliger Leute. Das macht ihn interessant, noch heute. Sein Fall erinnert auch daran, wie lange das Unbehagen an der modernen Gesellschaft und der Verdruss an der westlichen Zivilisation nun schon gären. „Ich werde mich nie mit europäischen Menschen zurechtfinden“, klagt Spies einer Freundin gegenüber, und wie so oft bei ihm kann man nie sagen, wie viel Ernst beige-mischt ist und wie viel Drama. Jedenfalls: „Um hier ein Heimatgefühl zu erkaufen, müsste ich von mir preisgeben, was mein ganzes Wesen ausmacht.“

Darum los, los, auf Richtung Indischer Ozean, in das Abenteuer seines Lebens. Man schreibt das Jahr 1923. Spies hat Talent, Fürsprecher, Förderer, Vermittler aufzutun. So wird er Leiter des Hofanzorchesters des Sultans von Java. Er geht im Palast ein und aus, vorbei an goldbesetzten Säulen aus Mahagoni. Er sieht tranceähnliche Tänze, dargeboten zu psychedelischer Trommelmusik, badet, schmeckt, staunt.

Obwohl Spies zehntausend Dollar von Murnau erbt, viele Jobs annimmt und Bilder verkauft, hat er oft kaum Geld. So ziehen sich die Arbeiten an seinem Wohnhaus in Campuhan hin. Gern ist er zur Stelle, wenn sich Prominenz auf Bali blicken lässt, sei es Charlie Chaplin oder die weltbestsellernde Vicki Baum. Er zeigt Gästen die Insel, schreibt, fotografiert, arbeitet an Filmen mit. Und nimmt sich doch immer wieder Zeit für das Eigentliche.

Seine Malerei spiegelt etwas von den alten Meistern wider, die Spies in Dresden studiert hatte. Was er scheinbar objektiv beobachtet, bringt er radikal subjektiv auf die Leinwand. Elemente naiver Kunst wie bei Henri Rousseau arbeitet Spies multiperspektivisch aus, so erinnern seine Bilder an Filmsequenzen oder Fotomontagen. Die traumgleichen Szenen vom Tropenleben zeugen von der Sehnsucht nach einem ursprünglich-reinen Dasein. Weil es das schon damals nicht gab und ihm die Inseltraditionen gefährdet schienen, baute Spies auf Bali ein Museum für einheimische Kunstwerke mit auf. Was von ihm selbst bleibt?

Nachdem die Nazis Holland besetzt hatten, nimmt die Kolonialregierung in Niederländisch-Indien Spies zusammen mit dreitausend anderen Deutschen fest und interniert sie auf Sumatra. Per Schiff bringt man ihn 1942 mit weiteren Gefangenen Richtung Bombay, als die „Van Imhoff“ aus der Luft angegriffen wird und im Meer versinkt. Spies wurde 46 Jahre alt. Wäre er älter geworden, vielleicht würde sein Lebenswerk heute voller, reifer vor uns liegen. So blieb es unvollendet. Bilder, die nicht zerstört wurden oder verloren gingen, befinden sich heute in Privatsammlungen. In Dresden haben weder die Städtischen noch die Staatlichen Kunstsammlungen Gemälde von ihm. Vielleicht aber ist es ganz im Sinn dieses Weltenstromers, dass kein Strahlschild seinen Namen festzuwahren.

■ Michael Schindhelm: Walter Spies. Ein exotisches Leben. Hirmer Verlag, 240 Seiten, 19,90 Euro
■ Der Autor liest aus seinem Buch in Dresden am 25. April ab 20 Uhr im Buchhaus Loschwitz.



Vermutlich mehr als befreundet: Walter Spies (l.) und Kostja Behrens, hier 1919 im Dresdner Zwinger.



„Endlich etwas Menschliches“: Sein Haus in Campuhan auf Bali teilte Spies mit Affen, Kakadus, Schildkröten und sogar einer Python.